№ 2. Schlesische 1843.

Gebirgs-Blüthen.

Neunter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 12. Januar.

Lust und Weh.

1.

Frisch athmet der Zephyr im Erlengesträuch,
Und wieget die Bäume am silbernen Teich,
Die Sänger der Haine frohlocken, sie fliehn
Auf wiegendem Fittig in's liebliche Grün.

Kein Nordwind entblättert das Purpurgewand
Des duftigen Röslein's am Felsenrand,
Es wölbt sich der Liebe manch' schattiges Dach,
Durch Auen und Thäler wallt murmelnd der Bach.

Und milder schon ladet der duftige Hain
Zu traulichen Scherzen die Fröhlichen ein,
Still weih'n sie der Hoffnung den rosigen Strauß
Und strömen dann selig in's Weite hinaus.

Verklärter erstehet die ganze Natur,
Lobpreisend der Gottheit geheiligte Spur. —
So bringt oft des Lenzes mildstrahlender Blick
Entschwundene Träume in's Leben zurück.

2.

Horch, schauerlich saust es im Erlengesträuch,
Kein Blümchen erblüht mehr am wallenden Teich,
Dem Baume entsinket das liebliche Grün,
Im Walde verstummt es — die Sänger entfliehn.

Den Ruhplatz der Freude am Felsenrand
Hüllt Schnee in ein eisiges Leichengewand,
Es wölbt sich der Freundschaft kein schattiges Dach,
Und starrend in Frost schweigt der silberne Bach.

Es ladet kein freundlicher Buchenhain
Zu traulichem Singen und Scherzen uns ein,
Verödet und leer steht die weite Natur,
Und zeigt der Vernichtung tief beugende Spur.

So wandelt der Zeiten unlenkbare Macht
Den Frühling des Lebens in traurige Nacht.
Die Herzen, die heute noch Frohsinn erfüllt,
Wie leicht, daß sie morgen schon Wehmuth verhüllt!

Kein Sterblicher traue dem winkenden Glück,
Nur Traumgestalt ist es — ein Augenblick;
Kaum schmiegt sich die Rose ihm wärmer an's Herz,
Schnell paaret ihr Dorn süße Wonne mit Schmerz.

Der Fischerknabe.

(Fortsetzung.)

Stillschweigend hatte die gute Elise die ganze Rede mit angehört, und fiel nun laut schluchzend ihrem Gatten in die Arme, der

eben von ihr Abschied nehmen wollte. Von dem Lebensgefährlichen überzeugt, durchbebten schauerliche Ahnungen ihr bewegtes Herz. Wie gern hätte sie ihren Mann von dem gefährlichen Wagstück abzubringen gesucht; doch sie kannte die feste Gemüthsart desselben nur zu gut und wußte, wie wenig sie in andern Fällen ausgerichtet, wenn sie Gegenvorstellungen gemacht hatte; sie mußte sich also in ihr Geschick ergeben. „Sei unbekümmert um mich, gute Elise," tröstete Holdheim, als er ihre Thränen bemerkte, „Gott wird uns schützen; bete zu ihm für uns und er wird Dich erhören; dies ist Alles, was ich jetzt von Dir verlange." Damit umschloß er sie noch einmal innig und nahm zuletzt auch von seinem Sohne, der unterdessen eingeschlafen war, Abschied, indem er voll banger Ahnung dessen Wange küßte. Darauf schob er den Fremden, dessen Kriegerherz von diesem Auftritt erweicht war, schnell aus der Hütte, und führte ihn, wegen des Unwetters und der schwarzen Nacht, an der Hand.

Dicht in seinen durchnäßten Mantel gehüllt, ging der Fremde neben Holdheim her, und, ohne ein Wort zu wechseln, gelangten sie an das Rheinufer, wo der Kahn des Fischers befestigt war.

Aber fürchterlich war der Anblick des wildbewegten Elements. Schäumend brachen sich die brausenden Wogen, vom Winde gepeitscht, und erhöhten durch die fürchterliche Brandung das Grausen dieser finstern Nacht. Das Gewitter war ziemlich vorüber und nur in weiter Entfernung hörte man das dumpfe Rollen des Donners. Die letzten Blitze begrüßten noch zum Abschied flammend am fernen Horizont die Nacht. Holdheim blickte starr in die schäumende Fluth und maß mit prüfendem Auge das Gefährliche seines Unternehmens, wenn ein Blitzstrahl die pechschwarze Finsterniß erhellte und das fernliegende jenseitige Ufer wie ein mächtiges Ungeheuer sich seinen ängstlichen Blicken darstellte.

Unwillkürlich sank er auf seine Kniee, um von Gott das Gelingen seines Vorhabens zu erflehen, während der Fremde mit gefalteten Händen ein Gleiches zu thun schien. Gestärkt erhob sich Holdheim, band den Kahn los und nöthigte den Offizier, der noch in stummer Betäubung das gräßliche Natur-Ereigniß anschaute und erst von der Gefährlichkeit seines Unternehmens überzeugt wurde, zum Einsteigen.

Während dessen hatte die arme Elise in halber Verzweiflung ihren kleinen Ludwig geweckt, um mit ihm für die glückliche Wiederkehr des Vaters zu beten. Mitternacht war längst vorüber, aber kein Schlaf kam in ihre verweinten Augen; ihre lebhaft bewegte Phantasie malte ihr unaufhörlich das Bild ihres unglücklichen, mit den Wellen kämpfenden Gatten vor, dem sie von Herzen gern zu Hülfe geeilt wäre, wenn es in ihren schwachen Kräften gestanden hätte. Endlich nach stundenlangem Härmen schlief sie mit ihrem Sohne ein. Doch auch hier umgaukelten sie die schrecklichsten Trugbilder, die nur eine erhitzte Phantasie vor die Seele zaubern kann. Fieberisch schlugen ihre Pulse; sie sah sich von scheußlichen Thieren verfolgt, die sie mit ihren langen Klauen ergreifen wollten, und plötzlich wähnte sie sich von einem solchen Ungeheuer gepackt, welches ihr mit aufgesperrtem Rachen fletschend die Zähne wies. Laut schrie sie auf, daß sie selbst davon erwachte. Vom Traume geängstigt stand sie auf und blickte durch das kleine Fenster in die sturmvolle Herbstnacht hinaus. Der Regen hatte nachgelassen. aber immer noch tobte heulend der Sturm und fürchterlich schlug die Brandung des aufgeregten Stromes aus der Ferne an ihr Ohr.

Unter den bängsten Erwartungen verfloß diese Schreckensnacht.

Kaum war der Tag angebrochen, so hatte sie auch schon im Hause keine Ruhe mehr; bange Ahnungen stiegen in ihr auf und trieben sie an das Rheinufer, um vielleicht Kunde von ihrem Manne zu erhalten. Der Sturm hatte sich mit anbrechendem Tage gänzlich gelegt und eine ängstliche Stille war an die Stelle desselben getreten. Vielleicht, tröstete sie sich, hat er den Fremden noch weiter begleitet oder hält sich bei den andern Fischern des jenseitigen Ufers so lange auf. Unter ähnlichen Gedanken, die ihr verwirrt im Kopfe aufstiegen, gelangte sie an die Stelle des Ufers, wo ihr Mann gewöhnlich seinen Kahn befestigt hatte. Hier sah sie den mächtigen Strom majestätisch vor sich ausgebreitet, wie er jetzt das Bild einer ruhigen Spiegelfläche darstellte, während er in der vorigen Nacht ein Bild des Entsetzens gewesen war. Es war ein köstlicher Morgen, kein Wölkchen trübte den reinen Himmel; die Sonne, vor Kurzem aufgegangen, versendete ihre wohlthätigen Strahlen über die Fluren und vergoldete die unzähligen Regentropfen, welche am Laube der Bäume und an den auch nicht von dem leisesten Zephyr bewegten Grashalmen hingen und einen tausendfarbigen Glanz verbreiteten.

So weit ihr Auge reichte, konnte sie auch nicht die geringste Spur von ihrem Manne entdecken. Schon wollte sie ihren Rückweg antreten, als sie in geringer Entfernung einige ans Ufer getriebene Bretter bemerkte. Um sich näher davon zu überzeugen, ging sie darauf los, und sah zu ihrem größten Schrecken, daß es Ueberreste eines zertrümmerten Kahnes waren. „Gott," rief sie mit erhobenen Armen, „sollten dies die Trümmer unseres Kahnes sein? Nein, das ist unmöglich, so kannst Du uns nicht strafen!" — Sie blickte schärfer hin, und mit dem Ausrufe: „Herr Jesus! sie sind es wirklich!" stürzte sie besinnungslos zu Boden.

2.

Tief schon stand die Sonne und neigte sich zum Untergange; ihre Strahlen vergoldeten die Wipfel der Bäume des Teutoburger Waldes, durch deren schwankende Zweige der Nachtwind rauschte; knarrend schlugen die hohen zackigen Kiefern zusammen und wogten wie dunkle Nebelgebilde, unheimliche Gefühle einflößend: da suchte mit angestrengten Schritten ein Wanderer sich aus dem Labyrinthe zu retten, in welchem er, vom rechten Wege abgekommen, sich verirrt hatte. Auf gutes Glück schritt er muthig durch das verwachsene Unterholz hin; aber bald geboten Entkräftung und die einbrechende Nacht ihm Stillstand. Von dem heftigsten Durst gepeinigt, dessen Qual ein nagender Hunger noch vermehrte, sank er gänzlich erschöpft in das feuchte Moos und kühlte seine lechzende Zunge an demselben. In dieser gebückten Lage, wobei sein Ohr den Boden berührte, vernahm er das sanfte Rieseln einer Quelle, wodurch er mit neuem Muthe belebt wurde. Trotz der nun herangebrochenen Finsterniß, die von keinem Stern erhellt wurde, weil finstere Wolken den Himmel bedeckten, jagte ihn der brennende Durst auf und er tappte unter dem dichten Laubgewölbe, zwischen dicht verwachsenem Gesträuch und hervorragenden Felsblöcken, oft mit Baumstämmen hart zusammentreffend, dem einladenden Rauschen zu. Nach langem Bemühen und manchem harten Stoße war es ihm endlich gelungen, die matten Lebensgeister mit einem erfrischenden Trunke zu stärken.

Mit erneuerter Kraft suchte er nun sich weiter durch das dichte Gesträuch hindurch zu winden, um wo möglich einen Ausweg zu

entdecken. Nach unsäglichen Bemühungen gelang es ihm endlich, sich aus dem Dickicht herauszuarbeiten und auf einen etwas gebahnten Weg zu gelangen. Desto mehr verdoppelte er seine Schritte, um nur nicht die Nacht im Walde zubringen zu müssen, der durch Räuberbanden zu damaliger Zeit höchst unsicher gemacht wurde.

Zu seiner nicht geringen Freude wurde der Wald immer lichter; auch blickte zuweilen freundlich der Mond durch die finstern Wolken auf unsern Wanderer nieder, dessen Beharrlichkeit endlich mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurde, Denn nachdem er den Saum des Waldes erreicht hatte, erblickte er vor sich ein ansehnliches Dörfchen, auf welches er freudig loseilte. Dort angelangt, war seine nächste Frage nach einem Wirthshause, welches er auch zu seiner großen Zufriedenheit recht bald auffand. Im Gastzimmer eingetreten, ohne von den sich darin befindenden Fremden, welche in tiefem Gespräch begriffen waren, bemerkt zu werden, bestellte er bei dem eben eintretenden Wirthe ein Abendbrod, um seinen Hunger zu stillen und sich von seiner gänzlichen Entkräftung zu erholen, und nahm an einem noch leerstehenden Tische Platz.

Nachdem er sich durch einen Trunk erquickt und das Abendbrod verzehrt hatte, schweiften seine Augen im Gastzimmer umher, und er bemerkte einen wohlbekleideten Reisenden, der sich einsam in einen Winkel zurückgezogen hatte und wenig auf die andern Gäste und auf ihr Gespräch zu achten schien. Bescheiden näherte sich Ludwig, so wollen wir unsern Wanderer nennen, diesem, und bald entspann sich zwischen Beiden eine Unterhaltung, deren immer mehr wachsendes Interesse Ludwigs Müdigkeit gänzlich verscheuchte, und beiderseits so lange fortgesetzt wurde, bis die andern Gäste gänzlich verschwunden waren und die Mitternachtsstunde zu Ruhe rief.

„Aber es wird doch nun endlich Zeit, daß wir abbrechen,“ sagte der Fremde freundlich, „denn ich will morgen in aller Frühe meine Reise nach Coburg fortsetzen.“ — „Nach Coburg wollen Sie?“ rief Ludwig erfreut aus, „dies ist ja auch mein Reiseziel; wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht unangenehm ist, so können wir die Reise gemeinschaftlich machen.“ Nichts war dem Fremden willkommener, als dieses. Er ergriff in der Freude Ludwigs Hand und der Reiseplan ward nun noch, ehe jeder seine Schlafstelle suchte, verabredet.

Kaum graute der Morgen, so wurde Ludwig von dem schon völlig reisefertig dastehenden Fremden aus dem Schlafe geweckt und mit freundlichen Worten an sein Versprechen erinnert. Ludwig sprang hastig auf, kleidete sich schnell an, und in kurzer Zeit waren Beide auf der Straße.

Der Tag brach eben an, als sie das Wirthshaus schon ziemlich weit im Rücken hatten. Die Sonne trat jetzt majestätisch an dem von rosenfarbenem Feuer glühenden Horizont hervor und breitete ihre wärmenden Strahlen über die herrliche Gegend aus, als der Fremde das bisherige Schweigen brach, um, von der Majestät des aufgehenden Gestirns ergriffen, seinen Gefühlen für die Schönheit und die Erhabenheit der Natur Worte zu geben. Ludwig stimmte mit ihm ein, und entwickelte im Laufe dieses Gesprächs einen so begeisterten Scharfsinn, daß sein Reisegefährte nur mit der größten Aufmerksamkeit und Spannung seiner wahrhaft poetischen Rede zuhörte, und sich gedrungen fühlte, ihm seine herzliche Freude auszudrücken, in ihm einen Reisegefährten gefunden zu haben, wie er ihn sich schon lange gewünscht hätte. — Hierauf erzählte Ludwig seine Reise durch den Teutoburger Wald und

schilderte die Angst, die er bei seiner Verirrung ausgestanden hatte. „Es ist aber meine eigene Schuld,“ fügte er hinzu, „daß ich diesen Weg genommen habe, da ich eben so gut eine ganz andere Richtung hätte einschlagen können, um nach meinem nächsten Ziele, nach Coburg zu gelangen; ich erwarte nur daselbst einen Brief von meinem Freunde, und dann ist es mir ganz gleich, wohin sich meine Schritte wenden.“ — „Haben Sie denn keine Eltern oder sonstige Verwandte mehr?“ unterbrach ihn der Fremde. „Keine!“ entgegnete Ludwig betrübt. „So sind wir Leidensgefährten,“ rief der Fremde mit Wehmuth aus; „trösten Sie sich mit mir, auch mir hat der Himmel die Meinigen genommen und als Fremdling stehe ich unter Fremdlingen; doch er scheint uns entschädigen zu wollen, da er auf so wunderbare Weise uns, zwei so verwandte Seelen, zusammenführt. Lassen Sie uns das, was uns das Schicksal geraubt hat, einer dem andern ersetzen; lassen Sie uns Freunde werden!“ Mit diesen Worten bot er Ludwig seine Rechte dar, der sie ergriff und mit voller Kraft an sein Herz drückte.

„Wenn ich nun überzeugt bin,“ fuhr er fort, „daß Sie als wackrer Freund an meinem Schicksal Antheil nehmen, so will ich, in der Hoffnung, daß Sie es interessirt, Ihnen einen kleinen Abriß meiner Lebensgeschichte, die durch Verkettung von Schicksalen mannigfacher Art sonderbar genug ist, getreu mittheilen.“

(Fortsetzung folgt.)

Meinen Freunden,

gewidmet am 1. Januar 1843.

Ein neues Jahr? — Warum nicht gar!
Ja, ja, 's ist wahr; denn das ist klar:
So stürmisch war das alte nicht.
Doch Muth gefaßt, wenn's dran gebricht.

Der Winter (daß man drüber lacht,)
Hat uns was weiß gemacht.
Wer's glaubt, bleibt zum Erschrecken
Wo? — Mit den Füßen stecken.

Vielen, die's so recht erwägen,
Ist die Sache nicht gelegen;
Mancher seufzt sogar: o weh!
Ueber solch ein Bißchen Schnee.

Aber unser alter Freund
Hat's recht gut gemeint,
Und schon in der Nacht
Licht um uns gemacht.

Doch, das beste Licht wohnt oben.
Laßt den Sturm, die Wetter toben;
Dunkel sei's, doch allemal
Kommt von dort ein heller Strahl,

Der uns glauben, hoffen macht,
Daß ein Vater uns bewacht,
Dessen Güte ja die Welt
Und auch uns recht gern erhält.

Diese unermeßne Liebe —
Das Geschick sei noch so trübe —
Bleibe Euch, wie Freundeshand,
Immer, immer zugewandt!

W. A. H.....nn.

Die kleine Jungfrau von Joinville.

(Fortsetzung.)

Früh an dem Tage, da der Gottesdienst gehalten werden sollte, welcher ganz Joinville in Aufruhr brachte, hatte die kleine Jungfrau ihr bestes Kleid aus dem Schranke genommen, und ihr langes schwarzes Haar mit der äußersten Sorgfalt geflochten. An ihren niedlichen Fuß zog sie neue Schuhe und so ging sie leichten Schrittes, um die Ceremonie mit anzusehen. Der Anblick war prachtvoll; nie hatte die kleine Kirche einen ähnlichen aufzuweisen gehabt. Der Herr von Guise hatte über zweihundert Edelleute bei sich, die alle

reich bewaffnet und gekleidet waren; die Herzogin und ihre Begleiterinnen dagegen, welche kostbare Gewänder trugen, glänzten wie Sterne. Unsere junge Heldin kannte das Gefühl des Neides nicht; ihr freundliches, sanftes Gesicht drückte nur Vergnügen und Freude aus, aber sie sah doch diesmal öfterer nach den vornehmen Leuten in der Kirche, als in ihr Gebetbuch und blieb nicht wie gewöhnlich fromm und andächtig geneigt in der Stellung der heiligen Jungfrau an dem Hochaltare. Die männliche Gestalt des Herrn v. Guise erinnerte an so viele schöne Thaten und ritterliche Tugenden, daß das arme Mädchen die Augen von ihm nicht verwenden konnte; der Fürst seiner Seits, der die Leute von Joinville liebte, blickte lächelnd in der Menge umher. Mit einem Male aber wurde er ernst; das Blut stieg ihm zu Gesicht; er zog die Augenbraunen zusammen wie ein Mann, der sich selbst zu beherrschen sucht und gegen seine Gefühle sich sträubt; aber er vermochte es nicht zu verhindern, daß die Unruhe in sein großes Herz sich schlich, und als der Gottesdienst beendigt war, verließ Claudius von Lothringen die Kirche, tief ergriffen von den Reizen der kleinen Jungfrau. Er, der mitten in den Kämpfen so viel Kaltblütigkeit und Ruhe bewahrt hatte, seufzte jetzt schwer auf dem Wege durch die Straßen, und bebte jedesmal zusammen, wenn er von fern ein Bürgermädchen sah. Er begegnete jedoch dem schönen Mädchen aus der Kirche nicht wieder und kam in das Schloß zurück, den Kopf voll Gedanken die gegen einander stritten.

Es war dem Fürsten noch nie in den Sinn gekommen, daß er seiner Gemahlin wohl untreu werden könne. Er hatte bereits drei Söhne und hoffte noch mehrere Söhne zu bekommen; aber wenn die Liebe sich einfindet, weiß sie unsere Entschlüsse schon zu entkräften, und gerade die stärksten Seelen beugt sie am liebsten unter ihr Joch. Der Herr v. Guise fühlte mit einem Male in seinem Palaste Langeweile, trotz seinen Freunden und seinen Staatsgeschäften; er saß an der Tafel ohne zu essen, und erschien nicht mehr in dem Zimmer der Herzogin. Endlich konnte er sich nicht länger mehr halten, und ließ den Amtmann der Stadt zu sich rufen.

„Wenn Sie," sagte er, „unter den geringern Leuten ein Mädchen kennen, das sehr hübsch ist, und es verdient, daß man ihr Gutes thut, so bezeichnen Sie mir dieselbe. Ich will ihr zweitausend Thaler geben und sie mit einem meiner Diener verheirathen; wählen Sie aber ein schönes, ein armes und ein rechtliches Mädchen."

— „Ew. Hoheit werden nicht weit zu suchen haben," antwortete der Amtmann. Jedermann wird Ihnen, wie ich, ein Mädchen nennen, das unter dem Namen der kleinen Jungfrau bekannt ist. Es giebt dreißig Meilen in der Runde kein schöneres Mädchen; sie ist dabei ganz arm, führt aber dennoch einen ehrbaren Wandel."

„Hat sie nicht braunes Haar," fragte der Fürst, „große schwarze Augen und trefflich gebogene Braunen? Ich sah sie in der Kirche, als das Te Deum gesungen wurde."

— „Sie wird es gewesen sein."

„Bringen Sie mich doch sogleich zu dem Mädchen."

Die kleine Jungfrau würde sich schon gewaltig über einen Besuch des Amtmanns von Joinville gewundert haben; als sie nun aber gar den Herzog von Guise in ihr kleines Stübchen treten sah, fiel ihr der Spinnrocken aus der Hand.

— „Erschrick nicht, mein Kind, redete der Fürst sie an. „Nicht Dein Unglücksstern führt uns zu Dir; ich habe die Absicht, ein hübsches und braves Mädchen aus der Stadt

mit einem meiner Leute zu verheirathen, und der Herr Amtman bezeichnete mir sogleich Dich als die würdigste."

Das junge Mädchen erröthete Anfangs, bald aber erholte sie sich und antwortete eben so fest als bescheiden:

„Es wird mir schwer, eine so große Gunst abzulehnen, gnädiger Herr. Glauben Sie aber ja nicht, es geschehe aus Stolz; ich bin arm und es scheint, als dürfe ich die Wohlthaten Ew. Hoheit nicht zurückweisen; aber wenn es sich um eine Heirath handelt, so ist dies eine sehr ernste Sache, die mich für mein ganzes Leben binden würde und das erschreckt mich sehr. Ich wünsche noch ledig zu bleiben.

Das Gesicht des Fürsten nahm keinen strengern Ausdruck an; er versetzte vielmehr noch freundlicher:

„Ich gehöre nicht zu denen, welche Andern Wohlthaten erzeugen und sich dadurch peinigen. Es genügt, daß ich mit der Absicht herkam, Dir eine Gnade zu erzeigen und mein Besuch soll Dir doch von Nutzen sein. Ich gebe Dir die zweitausend Thaler, welche Deine Mitgift bilden sollten; den Mann wähle Du Dir später selbst. Du lehrst mich, daß die Geschenke, an die man Bedingungen knüpft, nie viel taugen; denn wenn Du nicht den Muth gehabt hättest, mein Anerbieten abzulehnen, hätte ich Dir vielleicht viel Kummer bereitet und sehr Schade würde es sein, wenn ein so schönes und liebenswürdiges Mädchen nicht glücklich wäre. Leb wohl, mein Kind, ich werde wieder bei Dir einsprechen, wenn ich in die Sadt komme."

Der Herr von Guise erwiederte die ehrerbietige Verbeugung der kleinen Jungfrau mit einer freundschaftlichen Handbewegung; als er aber das Busentuch des jungen Mädchens sich schnell und hoch heben sah, als er in ihrem letzten Blicke mehr als Ehrfurcht und Dankbarkeit zu erkennen glaubte, durchbohrten tausend feurige Pfeile sein Herz und er kam dreimal kränker als früher in sein Schloß zurück. —

Als man im Lande erfuhr, Se. Hoheit habe der schönen Jungfrau von Joinville zweitausend Thaler gegeben, meinten alle, sie habe es verdient, und die, welche sie beneideten, wagten doch nicht sich selbst über sie zu stellen. Das Mädchen aber ließ den Spinnrocken ruhen, war nicht mehr so fleißig als sonst und nahm sich eine Magd, welche das Stübchen reinigen und für sie arbeiten mußte. Man sah sie nicht mehr Abends nach dem in Arbeit verbrachten Tage vor der Thüre frische Luft schöpfen, nicht mehr mit den Nachbarinnen plaudern. Sie wandelte ganz allein am Ufer des Flusses umher oder saß Stundenlang mit niedergeschlagenem Gesichte da; oft sah man noch mitten in der Nacht Licht in ihrem Stübchen brennen. Mehr als einmal traf es sich, daß der Herzog Claudius von Guise, der mächtigste Fürst in Frankreich nach der königlichen Familie, um dieselbe Zeit in seinen Gemächern ebenfalls noch wachte, mit großen Schritten in seinem Schlafzimmer auf und abging und bei sich sprach:

„Es ist doch eine Schande für mich, in ein Mädchen von niedrigem Stande verliebt zu sein!"

Sie liebten einander mit höchster Leidenschaft.

Eines Morgens, als die Herzogin sich in eines ihrer Lusthäuser begeben hatte, nahm Guise einen Reisemantel, hüllte sich in denselben bis an die Augen ein und ging allein in die Stadt. Die kleine Jungfrau befand sich eben in ihrem Gärtchen, stützte den Kopf an einen Baum und sang betrübt den Refrain einer alten Romanze, als sie mit einem Male den Fürsten vor sich sah.

„Es hilft nichts, ich muß Dir alles sagen

was ich auf dem Herzen habe, mein Kind," begann der Fürst mit edler Offenheit. „Obwohl mich der liebe Gott zu einem großen Herrn gemacht hat, so liegt doch mein Glück oder mein Unglück in Deiner Hand. Seit dem ersten Tage, an welchem ich Dich gesehen, liebe ich Dich so heftig und so ausdauernd, daß ich den Kopf darüber ganz verloren habe; wenn mir es nicht gelingt, Dein Herz zu rühren, so werde ich bittere Schmerzen leiden müssen. Ich reise dann nach Italien und werde dort hoffentlich eine mitleidige Kugel finden, welche mich in die andere Welt schickt, oder ich trage die Waffen des Königs bis nach Neapel. Eröffne mir Deine Gedanken und sage ohne Scheu, welches Schicksal mich erwartet."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Späte Vaterfreuden.) Kürzlich starb zu Doneraille in Irland ein Handwerker in einem Alter von 118 Jahren. Von seiner ersten Frau, mit der er über 50 Jahre verheirathet war, hatte er keinen Nachkommen. Erst, nachdem er sich im 90sten Jahre zum zweiten Male verheirathete, hatte er das Vergnügen, einen schönen Knaben, der ihm sehr ähnlich ist, aus dieser Ehe entspringen zu sehen. Er hat niemals einen Zahn verloren oder ein graues Haar gehabt.

(Emporkommen.) Siebzehn Soldaten der französischen Armee aus Napoleons Zeiten erhoben sich durch ihre Tapferkeit und ihre Talente zu folgenden ausgezeichneten Stellungen: Zwei wurden Könige, zwei Fürsten, neun Herzöge, zwei Feldmarschälle und zwei Generale. — Durch die militairische Laufbahn kann es jetzt selten Jemand zu Etwas bringen.

Tags-Begebenheiten.

Neuß. Se. Maj. der König haben zu dem dringenden Reparaturbau des hiesigen bewundernswerthen St. Quirius-Münsters 10,000 Thlr. bewilligt.

München. Das große Service, welches Se Maj. der König von Preußen dem Kronprinzen von Baiern als Hochzeitsgeschenk übersendet hat, ist hier angelangt. Es befinden sich große Vasen mit Gemälden von Fischbach in Schlesien und Ansichten des Schlosses zu Berlin ꝛc. dabei, jeden Teller ziehrt ein besonderes Bild. — In Nürnberg ist ein Verein für prunklose Leichenbegängnisse ins Leben getreten; er zählt bereits gegen 100 Mitglieder aus den angesehensten Ständen.

Hamburg. Nach dem am 14. Dec. ausgegebenen 11. Verzeichniß der Unterstützungsbehörde waren bis zum 30. Nov. 2,193,500 Thlr. preuß. Courant eingegangen.

Räthsel.

Nenne die drei Zeichen mir,
Vor- und rückwärts gleich zu lesen,
Die als Frag' und Antwort Dir
Immer nützlich sind gewesen?

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.